

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929**

6.1.1929 (No. 1)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 1



6. Jan. 1929

Erich Heiden / Obergrombach  
Eine geschichtliche Plauderei

An der alten Römerstraße, die von Heidelberg, Bruchsal nach Karlsruhe zieht, liegt fünf Kilometer von Bruchsal entfernt der Ort Untergrombach und südwärts davon in einem idyllischen Taltefler verborgen das uralte Städtchen Obergrombach. Eine Viertelstunde nördlich von Obergrombach, in der Gewann „Steinhäuser“ war im Schutze des Rimes eine römische Siedlung erstellt worden. Aus Funden in den 90er Jahren, die aus Sigillaten und einer Gordianmünze bestanden, konnte das festgestellt werden. 1911 hatte Hans Rott eine Grabung vorgenommen und das gesamte Ruinenlager bloßgelegt. Funde, bestehend aus Tongefäßen, Bilderhäufeln, Ornamenten usw. geben Kunde, daß diese Siedlung um das Jahr 150 bis in das dritte Jahrhundert existiert hat. Wahrscheinlich ist sie beim Durchbruch der Germanen um das Jahr 260 völlig zerstört worden. Die römische Herrschaft war für alle Zeit verschwunden.

Vorderhand erzählt uns die Geschichte nichts mehr von Obergrombach. Es darf aber als sehr wahrscheinlich angenommen werden, daß nicht alles Leben in dieser Gemarkung ausgestorben war. Mit Sicherheit möchte ich behaupten, daß Chlodwig, ein fränkischer König, nach der Schlacht bei Zülpich gegen die Alemannen diese über den Rhein zurückwarf und gerade die Gegend von Obergrombach bis in das Bauland hinein mit fränkischen Bauern besiedelte. Wer einmal die Kinder in der Schule betrachtet, der sieht meistens blonde Kinder, der echt fränkische Typ, während doch die Ureinwohner schwarze Haare hatten. So ist aus jener ersten römischen Siedlung, die im Schutze des Grenzwalles erbaut wurde, eine fränkische geworden. Die Zeiten der Völkerwanderung vom Jahre 378 bis 568 bzw. 744, die zur Vernichtung des römischen Weltreiches führte, kann ja kein klares geschichtliches Bild eines Volkstammes, geschweige denn eines Ortes, wie es damals Obergrombach war, ergeben. Es ist deshalb auch selbstverständlich, daß keine Urkunde in diesem Auf- und Niedergang der Völker jene Zeit dokumentiert.

Erst das Jahr 791 erzählt uns von dem Vorhandensein Obergrombachs, das mit Untergrombach zusammen „Grombach“ benannt wurde. Eine Urkunde nämlich vom 24. Juni des besagten Jahres fördert eine Schenkung an das Kloster Lorsch an. Als Ortsherrn findet man dann im Jahre 1207 Otto und 1276 Gottfried von Grombach erwähnt. Ein gewisser Zeisolf von Grombach ver-

kaufte an das Kloster Frauenalb 4 Mansen Weinberge „gegen die Steige nach Heideleheim“. So geschah anno 1277.

Im Jahre 1336 zählte Kaiser Karl IV. († 1376) Ort und Burg Obergrombach zu den Besitzungen des Speyerer Hochstiftes. Zu dieser Zeit wurde dem Ort das Stadtrecht verliehen und bildete von da ab ein eigenes Amt. Dies belegt die Bezeichnung des Gewanns „Galgenhain“. So war denn mit dem Stadtrecht auch die

Gerichtsbarkheit verbunden. Daß der Galgenhain auch in Betrieb gesetzt war, schildert uns eine Sage.

### Der Hohenstein.

Zwei Brüder teilten das Erbe ihres Vaters unter sich. Der ältere — finster und bleich — war habgierig, während der jüngere heiteren Gemütes freudig seine Arbeit tat. Doch eines Nachts, wild aufheulte der Sturm, wartete der ältere Bruder dem jüngeren an der heutigen Gondelsheimer Straße auf. In seiner Hand hielt er kramphast umspannt ein Hohenmesser. Da nahen Schritte — ein kurzes Klingeln und der jüngere lag mit durchschüttelter Kehle röchelnd am Boden. Schwer klatschte der Regen zum Boden nieder.

Doch diese moderne Kalnsgechichte hatte ihren Abschluß noch nicht gefunden. — Nicht lange nachher bewachte sich langsam ein Zug nach dem „Galgenhain“. In seiner Mitte schritt gekenteten Hauptes der Brudermörder der Vollstreckung des Urteils entgegen.

Wilde Kriegsstürme umtobten den befestigten Ort. Davon wird noch die Burgeschichte erzählt. Selbst die Burgherren versuhren nicht immer glimpflich mit ihren Untertanen. Es



erzählt davon eine uralte Sage, die ich in einer stillen Winternacht zufällig erfahren hatte. Sie ist im Orte selbst wenig bekannt und ich möchte sie betiteln:

„Weidenstümpfe, die nicht mehr ausschlagen . . .“

Ein jedes Kind kennt die Weide, die am traulichen Bachesrande ihr Dasein fristet. Der Korbmacher benutzt sie bekanntlich zum Flechten der Körbe. Wir wissen aber auch, daß die abgehauenen Weidenstümpfe im Frühjahr neue Ruten und noch mehr wie das Jahr zuvor treiben.

Es dürfte im 13. Jahrhundert gewesen sein, als ein grausamer Burgherr die Bewohner des Ortes Grombach mit schweren Abgaben belastete. Als die Not auf's höchste gestiegen war, schritten zwölf beherzte Bürger den steilen Burgweg hinan, um den Herrn zu bitten, die Einwohner nicht zu Tode zu drücken. Statt Milde und Einsicht walten zu lassen, ließ er jene zwölf Männer in Ketten legen und verurteilte sie zum Tode. Es war ein trüber Oktobertag, als die Armsünderglocke mit ihrem schrillen Klange die Luft erzittern ließ. Betend lagen die Einwohner in ihren Häusern auf den Knien, als sich im Burghofe die furchtbare Tragödie abspielte. Elf der Männer waren bereits enthauptet — das Blut soll den Burgweg hinabgelaufen sein — als der zwölfte an den Richtloß trat. Der Scharfrichter fragte ihn, was er denke. „un“, antwortete der Verurteilte: „ich wollte, diese abgehauenen Stümpfe wären Weidenstümpfe“. Damit wollte er sagen, wenn es Weidenstümpfe wären, würden neue Triebe herauswachsen, mehr Männer würden ersehen, die gewillt waren, ihr gutes Recht zu verteidigen, bis in jenen Trutzburgen auch die Menschenrechte gewahrt würden.

Wie oft aus einem zarten Wetterleuchten ein grauenvolles Unwetter wird, so hat sich dieses leise Morgenrot am Freiheits-himmel zu einem blutigen Drama entwickelt. Das Recht, „Mensch unter Menschen“ zu sein, der gärende Wein der Freiheitsbewegung ist übergelaufen und im Jahre 1524—25 toste gleich einer unheilbringenden Lawine langsam und schwer der Bauernkrieg heran. Beginnend im Hegau und in der Landgrafschaft Stühlingen schäumten seine Wogen auch über Obergrombach dahin. Es war eine schreckliche Zeit. Und das Ende vom Liede, das so harmonisch begonnen hatte, war das alte Elend, die alte Knechtschaft. Viele der Bauern wurden von Haus, Hof und Familie verjagt, manche gewürfelt oder auf eine andere schreckliche Art um's Leben gebracht.

Zur Zeit des 30jährigen Krieges von 1618 bis 1648 „die Papst — die Luther“ hat Grombach auch jene Schrecknisse bis zur Neige gekostet.

Bis zum Jahre 1803 war Ort und Burg bischöflich speyerisch, dann fiel es durch die Säkularisation an Baden.

#### Die Burg Obergrombach.

Jedem, der den idyllischen Ort betritt, fallen zwei zum Himmel ragende Türme als letzte Zeugen einstiger Macht in die Augen. Sie gehören der Burg Obergrombach.

Die Burg wird zum ersten Male 1357 urkundlich benannt. Eine Urkunde von 1207 spricht aber schon von einem Burgherrn von Grombach. Es ist also anzunehmen, daß sie dort schon erbaut war. Es gibt sogar Forscher, die behaupten, daß die ältesten baulichen Reste bis in die Römerzeit zurückreichen. Tatsache ist, daß ein Teil der Burg von den Ruinen jener Römersiedlung, die ich eingangs erwähnte, aufgebaut ist. Die nächste Urkunde datiert aus dem Jahre 1432. Dort versetzte Bischof Raban von Helmstadt Burg und Stadt Obergrombach dem Brettenner Vogt Schweikert von Sickingen. Die Pfandsomme betrug 400 Gulden. (1 Gulden: 1.70 RM.) Zuvor mußte aber der Bischof die Burg ausbessern und die Scheune neu aufbauen. Als im Jahre 1462 der Speyerer Fürstbischof Johannes II. von Enzberg in einen Krieg verwickelt und bei Seckenheim glänzend geschlagen wurde, zog er sich als entthronter König auf die Burg Obergrombach zurück. Im Fürstentriege 1552 flüchtete sich Bischof Philipp von Flerksheim mit seinen Getreuen nach Obergrombach. Der Dreißigjährige Krieg gibt nun mehrere Daten. Bischof Philipp von Eßern von Udenheim überließ dort mit 700 Reitern einer Mansfelder Abteilung Obergrombach, eroberte Stadt und Burg und ließ die Befestigung niedermeßeln. 1633, auf im Dreißigjährigen Krieg (er dauerte von 1618 bis 1648), belagerte Oberst Schnittberger die Burg, dieselbe wurde aber erst elf Jahre später von Generalmajor Rosse eingenommen.

Zu dieser Burgeschichte wäre noch einiges aus der Baugeschichte nachzutragen. 1641 wurde von Werkmeister Friedrich Ludwig von Helmstadt ein neuer Helm auf das Burgtor gesetzt, ein Bad und im Vorhof ein Markstall errichtet — anno 1719 wurde um 247 Gulden von Kardinal Schönborn (siehe Bruchsaler Schloß) die Burg ausgebessert und zu einem Sommerfisch hergerichtet, 1724 ließ er dann eine Allee vom Schloß durch den Wald nach Bruchsal anlegen — 1755 meldete ein gewisser Hofrat Cornari an den Hof nach Bruchsal, wie schlecht der Schloßbrunnen sowie das darin befindliche Wasser beschaffen sei, daß eben „solthanes (solches) Wasser weder für Menschen noch Viehe, gleich die Prob bezeugt, zu genießen oder zu gebrauchen seye“. Am 25. Januar 1755 schreibt

er u. a., daß die Decken und Fenster, sowohl das Schloßzimmer „ganz ruinos“ (ruiniert) sein.

Von den Besitzern der Burg kann man genau angeben, daß sie von 1207 bis etwa 1336 den Herren von Grombach gehörte, von da ab aber den Besitzungen der Speyerer Bischöfe einverleibt war. 1803 fiel Burg und Stadt an das Großherzogtum Baden. Der Staat verkaufte dann die Burg an eine Familie Fehner von Bruchsal, diese 1837 an die Gebrüder Kreber in Obergrombach. Dann kaufte sie 1854 Oberleutnant Leopold von Holzling, der sich durch seine bauliche Tätigkeit verewigte, 1858 Margarethe Gmehl geb. Jongsand, 1865 Graf Ferdinand von Normann Ehrenfels, 1862 die Brüder Franz, Max und Reinhard Freiherrn von Roth und Weissenstein.

Im Jahre 1885 ging der Besitz an die Familie von Böhlen und Halbach über. Heute gehört die Burg nach dem Hinscheiden des Oberstleutnants und Ministerresident a. D. Erz. von Böhlen und Halbach, seinem Sohne (Dr.) Krupp von Böhlen und Halbach, wohnhaft in Essen-Hügel. Bewohnt wird sie von seinem Bruder, Erz. A. von Böhlen und Halbach, Oberstallmeister z. D. und Kammerherr, Major a. D. Seiner wohlthunenden Pflege ist es zu verdanken, daß Burg, Schloß und Park im besten Zustande sind und wir sind stolz darauf, daß die Zeugen einer großen deutschen Vergangenheit in unser modernes, häßliches Leben gerettet wurden.

#### Beschreibung von Stadt und Burg.

Die Stadtanlage ist vollständig ummauert und hat die Form eines unregelmäßigen Vierecks. Die Mauern selbst sind zum größten Teil noch erhalten. Blickt man von der Burg herab auf das Städtchen, so kennzeichnet es die echte mittelalterliche Anlage aus dem 15. Jahrhundert.

Die Burganlage besteht aus der älteren Oberburg, die von einer polygonalen (vielseitigen) Ringmauer umgeben ist, vor die sich ein Zwinger (die eine Burg umgürtete Vorburg) mit einer Außenmauer legt, die auch die Unterburg mit umschließt.

Die Unterburg betritt man durch ein gotisches Tor, an das ein Planierungsturm und die Zwingermauer grenzen. Oberhalb davon lag das alte Burgtor mit Brücke. Nach rechts fällt das Gelände terrassenförmig zur alten kathol. Kirche, die auch von den Burgherren benützt wurde, ab. Beim Eintritt in die Unterburg steht rechter Hand das heutige Schloß. Nur die Erdgeschossmauern sind von diesem alt und gehören etwa dem Jahre 1530 an. Betritt man den unteren Schloßhof, so bemerkt man beim Aufstieg zur Oberburg eine Erinnerungstafel, als Kardinal Schönborn das Schloß herrichten ließ. Gegenüber der Burgtreppe stehen zwei seitlich flankierende Obelisken, die an der Stirnseite das Speyer-Weissenburgische Bistumszeichen mit dem Kardinalshut, anderseits das des Kardinals Damian Hugo von Schönborn zeigen. Am Treppenaufgang ist das Deutschordenskreuz Schönborn eingemeißelt. Gegenüber diesen Obelisken steht die Jahreszahl 1471. Im Hintergrunde, dem östlichen Teil der Unterburg, erhebt sich der Palast (Herrenhaus einer Burg), den ich bereits mit dem steinernen Sommerhaus benannt habe. Dieses bewohnte der ebenfalls schon erwähnte Bischof Johannes II. An der Ostmauer steht der Bergfried (Hauptturm einer Burg) von Kalkbruchsteinen aufgemauert. Das Geläß am Fuße des Bergfrieds diente als Gefängnis.

Die unterhalb des Schloßes gelegene Burgkapelle ist von einfacher spätgotischer Bauart. Sie war dem hl. Martin geweiht. Sehr sehenswert sind die Wandmalereien wie: Die Kreuztragung, der hl. Sebastian, Maria Aegyptiaca und das jüngste Gericht. Als im Jahre 1845 die Kirche an die israelitische Gemeinde verkauft wurde, brach diese den Chor ab und überlängte die Wände. Die jetzigen Besitzer wandelten sie in eine protestantische Kirche um. Anfangs der 90er Jahre wurde die Längsmauer beseitigt und die Malereien bloßgelegt. — Die kathol. Ortskirche wurde in den Jahren 1838—1844 erstellt um den Preis von 40 000 Gulden. (Um 400 Gulden wurde einst der ganze Ort samt Burg verpfändet). Auch ihr gilt der hl. Martin als Schutzpatron.

Das Amtshaus, das heute als Wirtschaftsgebäude zum Schloß gehört, steht am Parkeingang.

Das Rathaus liegt vor der Altstadt. Hindurch führt ein Durchgangstor, über dem das Stadtwappen angebracht ist. Im Rathaussaal stehen alte Ölgemälde der Speyer-Bischöfe Schönborn, Hutten und Strum.

Einige Fachwerkbauten mit malerischem Neuherrn ziehen sofort das Auge des Beschauers auf sich. So das Haus Nr. 172 aus dem 17. Jahrhundert, Haus Nr. 179 (das alte Amtshaus) mit einem Wappenschild aus dem 15. Jahrhundert versehen, Haus Nr. 189 unterhalb des Schloßtores, jetzt Wohnung des Schloßverwalters, mit der Jahreszahl 1510, Haus Nr. 209 vom Jahre 1702.

Die Befestigungen stammen aus der Zeit, als Grombach das Stadtrecht erhielt. Das war um das Jahr 1336. Die jetzt noch erhaltenen sind erst Ende des 15. Jahrhunderts erstellt worden. Diese Stadt-Befestigung läuft vom Bergfried bis zum Amtshaus, Haus Nr. 179, dort beschreibt sie einen rechten Winkel und geht dann gradlinig hinter dem Haus Nr. 172 (altes Pfarrhaus) bis zum heutigen Rathaus. Im Westen des Städtchens zieht sie hinter

dem Haus 209 und folgende vorbei. Hier an den Häusern 209 und 211 ist sie am besten noch erhalten. Die Rückseite wird durch die Burg und ihre Anhöhe gedeckt.

Wer heute auf dem Michaelsberge steht, der sieht bei der Bahnstation Untergrombach (Heidelberg-Karlsruhe) erhebt und seinen Blick in die weite Runde schweifen läßt, der sieht am Ende der Rheinebene die Türme der ehrwürdigen Stadt Speyer zum Himmel ragen und in entgegengekehrter Richtung gerade unter ihm liegt Obergrombach in einem Talfessel zwischen Obstbäumen eingebettet. Beide Orte, der dort in der Ferne, dieser so nahe bei uns, gehörten zusammen — ein Erleben, ein Leiden und Freuen

der Jahrhunderte hindurch. Dort bei Speyer fließt unser Strom, der Rhein, vorüber; hier bei uns stille Romantik, Einsamkeit und doch weltzufrieden. Ein emsiges Volk erarbeitet sich das Leben, segnend fährt jetzt der Pflug über die Gefilde, wo einst Heidentum, Römerherrschaft, wilde Kriegstürme, Tod und Glend darübergebraust sind. Und wenn der Landmann aufatmend umherblickt, so sieht er die Ueberreste der Burg, die alten trauten Häuser, die ihnen seit Urväterzeit gehören, sein Haus, seine Heimat, sein Blut, sein Schweiß, der an der ererbten Scholle hängt. Ein Werden und Vergehen — der ewige Lauf alles Seins liegt auch in der Geschichte dieses Ortes begründet.

## Gilbert W. Feldhaus / Badische Erfinder und Ingenieure

Es ist nicht leicht, auf engem Raum etwas Erschöpfendes auch nur über die größten Männer Badens zu sagen, die Erfinder oder Ingenieure waren. Fange ich mit dem bekanntesten Namen eines badischen Technikers an, dann muß ich kritisch sagen, daß die Sage mehr von ihm, als die Geschichte. Ich meine den Berthold Schwarz, oder richtiger gesagt den schwarzen Bertholdus, der zu Freiburg i. B. ein großes Standbild als Erfinder des Schießpulvers hat. Daß er gelebt hat, muß als sicher angenommen werden, weil die Kriegsingenieure, die vor 500 Jahren lebten, ihn mit Bestimmtheit nennen, und weil sie sagen, daß er das Schießen aus Büchsen im Jahre 1380 verbessert habe und daß er „von wegen der Kunst, die er erfunden und erdacht hat“, im Jahre 1388 hingerichtet worden sei. Als Erfinder des Schießpulvers wird er ursprünglich überhaupt nicht genannt und es ist auch vollkommen unsicher, ob Berthold jemals in Freiburg oder in Baden gelebt hat.

Verzeiht, ihr Herren, daß ich hier gewissermaßen mit einem Badner aufahre, der gar kein Badner war, daß ich also selbst zu fechtlicher Gelegenheit textkritisch komme — ich kann nun mal nicht anders, und eine der vornehmsten Tugenden des Ingenieurs muß ja die Exaktheit sein. Da wir aber einmal bei Freiburg sind, darf ich diejenigen, die vielleicht nach Freiburg kommen, darauf aufmerksam machen, daß im dortigen Münster einer der ältesten und mächtigsten Glodenstühle zu sehen ist, der im Jahre 1273 gebauet wurde. Wer aber an den Bodensee kommt, der versäume nicht, sich einige alte Denkmäler deutscher Technik anzusehen. Es sind die Wandmalereien im ehemaligen Wohnhaus eines Textilindustriellen, die ums Jahr 1900 entstanden. Man sieht auf 18 Wandbildern alle Arbeitsvorgänge von der Hansbearbeitung über das Spinnen, das Anzetteln bis zum Weben. Besser erhalten als diese Wandmalereien ist eine Serie von Glasmalereien im Rosengarten-Museum zu Konstanz, die aus dem alten Konstanzener Münzhaus stammt und 1624 von Wolfgang Spengler gemalt wurde. Leider ist das interessanteste Bild dieser Reihe, das gewaltige Münzwälzwerk, arg beschädigt.

Heidelberg birgt einige wertvolle Dokumente aus dem ältesten deutschen Ingenieurwesen, nämlich die technischen Bilderhandschriften von Martin Merz, Ulrich Bepinzer und dem pfälzischen Büchsenmeister Philip Wösch, die aus den Jahren 1471, 1489 und 1496 stammen. Am interessantesten ist von diesen drei in der Heidelberger Universitätsbibliothek ausgestellt Bilderhandschriften die von Wösch, der bereits größere Maschinenteile, zumal schwere Zahnräder, ganz aus Gußeisen herstellt und große Krane und eine riesige Bohrmaschine für Geschütze entwirft.

Alle, die in den Heidelberger Schloßgarten kommen, muß ich darauf aufmerksam machen, daß diese ehemalige Gartenanlage, die heute von gewaltigen alten Bäumen überschattet wird, die Schöpfung des Ingenieurs Salomon de Caus ist. Dieser Mann, ein geborener Franzose, hat den Schloßgarten mit seinen verschiedenen Nischen und Brunnen angelegt. In den Nischen, die heute noch vorhanden sind, standen um 1615 große und kleine Maschinen, die durch Wasserräder angetrieben wurden. Daran bewegten sich entweder mechanische Drakelwerke mit Stifswalzen, oder es sangen künstliche Vögel, oder Figuren drehten sich. Als die Heidelberger Hofhaltung nach Ausbruch des 30jährigen Krieges niederging, wandte de Caus sich nach Paris, wo er den Behörden den Plan zu einer umfangreichen Bewässerungsanlage und zu einem Abfuhrsystem unterbreitete. Die Heidelberger Gemäldegalerie besitzt ein zeitgenössisches Ölgemälde von de Caus. Seit der Renaissancemalerei hat man dieses Bild leider in das Magazin gesteckt, weil es künstlerisch nicht wertvoll genug sei. Mancher möchte mit mir der Ansicht sein, daß die Bedeutung von de Caus in Heidelberg die Aufhängung seines Porträts bedingungslos rechtfertige. Als Merkwürdigkeit sei noch angeführt, daß dieser Ingenieur schon 1615 im Schloßgarten zu Heidelberg eine Sonnenkraftmaschine in Betrieb hatte. Sie sammelte die Sonnenwärme mittels Brenngläsern und betrieb einen kleinen Springbrunnen.

Von Mannheim sind drei ältere Techniker hier zu nennen: Kardely, Hemmer und Drais. Der englische Ingenieur William Kardely, der durch die Konstruktion eines Telegraphen vom Jahre 1844 bekannt wurde, ist auf dem Mannheimer Friedhof beerdigt. Leider ist das Grab trotz aller Bestrebungen, es zu erhalten, weil Kardely einer der Pioniere der Telegraphie ist, vor einigen Jah-

ren eingeebnet worden. Der kurfürstliche Hofkaplan Johann Jacob Hemmer hat gegen erhebliche Widerstände in Süddeutschland den Blitzableiter eingeführt (1776). Auf manchen alten Gebäuden in Baden und in der Pfalz sieht man die Ableiter von Hemmer noch heute. Sie haben eine sehr hohe Auffangstange, an der in halber Höhe vier lange wagerechte Spitzen in Form eines liegenden Kreuzes herausragen. Hemmer ging in seinen Blitzschutzmaßnahmen so weit, daß er auch die Blitzableiter an Schäferstarren und Kutschwagen anbrachte. Herzog Karl von Zweibrücken war um 1780 der erste, der einen mit Blitzableiter versehenen Kutschwagen benutzte.

Carl Friedrich Christian Ludwig Freiherr Drais von Sauerbrunn, geboren zu Karlsruhe, dort auch verarmt gestorben, war einer jener unglücklichen Erfinder, die, in enger Umgebung lebend, unverstanden und für den Kreis seiner Zeitgenossen auch fast nutzlos arbeiteten. Seit 1813 zeigte er in Mannheim und im folgenden Jahr auf dem Wiener Kongress einen kleinen, dreirädrigen Wagen, darin man sich selbst durch die Straßen fahren konnte. 1817 war aus der Verbesserung dieses Fahrzeuges die zweirädrige Draisine, die jogen. Laufmaschine entstanden. Für ihre Einführung bemühte Drais sich mit wechselndem Erfolg bis an sein Lebensende. Im Mannheimer Schloßmuseum steht die älteste, im Museum zu Karlsruhe die letzte Draisine, die der Erfinder fuhr. Die erste Fahrt auf diesem Vorläufer unseres Fahrrades ging am 12. Juli 1817 von Mannheim nach Schwesingen. Drais erhielt für seine Erfindung den Professor-Titel, die einzige Auszeichnung dieser Art, die mir bei einem Erfinder bekannt wurde. In einem Hause in M 1 wurde Drais auf Veranlassung meines Vaters, Dr.-Ing. h. c. Franz W. Feldhaus, vor mehreren Jahren eine Gedenktafel gesetzt, denn in diesem Haus entstand die Draisine. In Karlsruhe hat Drais in den Anlagen vor der Technischen Hochschule ein Denkmal, ganz in der Nähe vom Denkmal von Franz Grashof, dem Manne, dem der Verein deutscher Ingenieure seinen großen Aufschwung zu verdanken hat. In Karlsruhe entstand im Jahre 1829 eine der ersten deutschen Schreibmaschinen, gleichzeitig eine Erfindung des Herrn von Drais. Es war eine Tastenmaschine für einzelne Buchstaben oder Silben.

Von Karlsruhe, das seit 1825 seine Technische Hochschule hat, ließe sich viel über große Ingenieure erzählen, lebten hier doch Weinbrenner, Lulla, Meibinger, der Meister des Wortes Redtenbacher und viele andere. Eine überragende Tat geschah im Physikalischen Institut der Karlsruher Hochschule im Jahre 1887: Heinrich Herz, auf dessen Arbeiten und Forschungen der moderne Rundfunk fußt, erkennt die Beziehungen zwischen Licht und Elektrizität.

Noch zwei wenig bekannte Erfindungen seien aus Baden erwähnt. Die eine ist die große Windturbine mit 17 Flügeln, die vor nicht ganz 300 Jahren auf dem dicken Turm der Feste Hohenstiel stand, vermutlich, um Wasser zu pumpen. Die andere ist die Erfindung der Globen aus Pappe durch den Prorektor des Pädagogiums zu Durlach, Johann Diebold, im Jahre 1781. Bis dahin fertigte man die Globen schwerfällig aus Gips. Die Erfindung von Diebold verbilligte die Globen und führte sie schnell ein.

Einer der bedeutendsten Industriezweige von Baden, die Uhrenindustrie, läßt sich hier nur hinweisend erwähnen; denn ihre Geschichte, die jüngst von Adolf Kistner niedergeschrieben wurde, reicht in das 17. Jahrhundert zurück. — Kaum berühren darf ich hier auf beschränktem Raum die Geschichte des neueren Ingenieurwesens in Baden, wie a. B. die Erbauung der ersten Lokomotive in Süddeutschland durch Emil Heinrich Reßler zu Karlsruhe, bei der der später berühmt gewordene Erfinder der Zahnradbahnen, Riggenbach, die Präzisionsarbeiten ausführte, oder die Errichtung der Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen und Lokomobile durch Heinrich Lanz in Mannheim, nicht zu vergessen, die Erfindung des Automobils durch Carl Benz in Mannheim. Es ist wenig bekannt, daß der Vater von Carl Benz, Hans Georg Benz (geboren 1809 zu Pfaffenroth i. B., gestorben 1846), einer der ersten Lokomotivführer der ersten Badischen Eisenbahn, von Karlsruhe nach Mannheim, war. Carl Benz ist heute einer der ältesten lebenden deutschen Techniker.

Ich wollte zeigen, daß das badische Land — falls wenige Beispiele beweiskräftig sind — eine alte technische Kultur hat.

## Alfred Richard Meyer / Das Drama von Colmar

Spät im winterlichen Abend ist es, daß wir im Auto von Basel über Mühlhausen nach Colmar kommen.

Mühlhausen — phantastisch diese Stadt im Nebel und in den Lichtergirlanden von Haus zu Haus, anläßlich der Einweihung einer neuen Straße. Überall in den Lichtergirlanden, wo es nur geht: die Tricolore. Die Franzosen haben Sinn für das Dekorative und das müssen sie auch den Elsäßern beweisen, pomphaft, volkstümlich, dreimal pomphaft. Das hat etwas. Die Chimäre der „Aloire“ triumphiert . . .

Wie anders Colmar. Dunkel kuschelt die kleinen alten Häuser noch enger zusammen. Wie ein Labyrinth scheinen die engen Straßen ineinandergeschlungen zu sein. Unser Weg sucht das alte Köpfe-Haus aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, die „Maison des Tetes“, allwo das Syndikat des Viticulteurs d'Alsace seinen Sitz hat und wo man noch immer die besten Landweine dieser Gegend und kulinarische Landespezialitäten dazu bekommt, besonders die „escargots“, die Weinbergsschnecken, auf deren Genuß man eigentlich nur hier kommen kann.

Um 9 Uhr ist hier in Colmar fast schon Nacht. In der Maison sind kaum drei Tische spärlich besetzt, die ziemlich erstaunt sind, als wir noch so spät in Erscheinung treten und körperlich gestärkt sein möchten.

Was bekommen wir zu essen? „Tripé à la mode de Caen“. Wie heißt diese Mode auf gut deutsch? Königsberger Fleck oder Kutteln auf bürgerlichste Art. Müssen wir deshalb erst die Hauptstadt des französischen Departements Calvados, wo Wilhelm der Eroberer sein Schloß hat, bemühen? Was trinken wir denn dazu? 1922er Colmarer Sylvaner, eine herrlich erfrischende Gottesgabe. Dann bleiben unsere Augen auf einem Plakat an der Wand ruhen, das erst französisch und dann auf deutsch besagt:

„Man ist höflichst gebeten, die Stunde nicht im Restaurant, sondern im Hofe zu füttern. Spezialgehirn steht zur Verfügung.“ Entschieden ein Kulturdokument . . .

Diese Stille hier hat etwas Beängstigendes. Der Kellner empfiehlt uns den Besuch des Café Central. Dort ist bis 11 Uhr Musik. Die Klagen stammen aus der vergangenen Woche. Sie schmecken ebenso pappig, wie hier die ganze Stimmung ist. Konfektion spielt Skat und nimmt sich Geld ab. Ältere Herren führen das rote Band der Ehrenlegion spazieren. Bald ist auch hier Schluss.

Das Grand Hotel Bristol ist weniger grand als geräuschvoll. Es ist eine unruhige Nacht, die wir nur hier verbringen, weil wir am andern Morgen den Fienheimer Altar von Matthias Grünewald sehen wollen.

Das ehemalige Dominikanerkloster Unterlinden, in dem noch immer das Museum untergebracht ist, liegt in tiefem Schlummer. Aber der Museumdiener ist bereits bei seiner Klebearbeit.

Was macht er? Schneidet aus einem deutschen Buch die farbigen Abbildungen des Altars und klebt sie zusammen — für die Fremden, die kommen möchten. Zwei Franken (32 Pfg.) berechnet er sich für diese Klebearbeit, die so ziemlich einen ganzen Tag in Anspruch nimmt.

Seit sechs Tagen sind wir die ersten Fremden, die den Altar sehen wollen. Das ist das Drama von Colmar hier. Laut Versailles Vertrag mußten wir das größte Kunstwerk von Grünewald ausliefern, nachdem wir es während des Krieges nach München retteten vor Bombenabwürfen.

Man weiß, daß dieser Altar, den der Künstler in der Mitte seiner zwanziger Jahre für das ehemalige Antoniter-Kloster zu Fienheim im Auftrag des Ordenspräzeptors Guido Guersi schuf, daß dieses mystische Weltbilderbuch, in das man immer wieder für Stunden untertauchen kann, statt mit der üblichen einen Wandlung deren drei bietet, daß in seinen Steigerungen menschlich wie künstlerisch hier stärkste Dramatik Farbenrausch ward.

Wie ist es heute mit diesem Farbenrausch bestellt? Niemand kommt, ihn zu sehen, ihn erschüttert zu erleben. Wer kommt heute nach Colmar? Die Franzosen besuchen das Museum nicht. Den Schatz hier freilich möchten sie gerne nach Paris in den Louvre haben. Dagegen sträubt sich ganz Elßaß, das angeblich ganz zufrieden unter der neuen Herrschaft ist und dennoch genau so viele Wünsche auf dem Herzen hat wie einst. Gehört Propheete dazu, wenn man sagt, daß einmal der Tag kommen wird, da Frankreich im Kuhhandel diesen Altar dennoch an die Seine bringen wird? Wie ist es heute mit diesem Farbenrausch hier bestellt?

So unglücklich wie möglich sind die drei Doppelflügelgemälde hintereinander aufgestellt. So viel an Andachtswillen man mitbrachte, sich in dieses Wunderwerk zu versenken — alle Möglichkeiten des Genießens sind verdorben, durch schlechte, unüberlegte Positionen. Nur von einer Seite des hohen Raumes fällt durch schmalste hohe gotische Fenster das spärliche Licht des Wintertages herein — um ein paar Zentimeter daneben, daß Glanzlichter entstehen, die verdunkeln, die verwirren. Das Drama erhält einen Sinn, der nicht notwendig wäre. Weinen möchte man . . . Stummheit Schluchzen ist in dieser kalten Einsamkeit. Die Kälte — keine Heizung verhindert das Springen der Farben auf den großen Tafeln. Es handelt sich um einen Gegenstand aus dem Vertrage von Versailles — eine brutale Angelegenheit, bei der Herz wie Kunst nicht mitzusprechen haben. Weinen möchte man . . . Auf Golgatha der Erlöser scheint das schmerzliche Haupt noch tiefer gesenkt zu haben . . . Der heilige Sebastian an der Marterssäule — ist das nicht Deutschland? Weinen möchte man . . . Dichter ballt sich der Nebel der Stunde, in die wir fahren . . .

## Max Dennig / Schach dem König

Paris heult auf im Blutrausch und im Fieber,  
Die Todeskarren rasseln und das Volk, das gröhlt  
Und tanzt um Freiheitsbaum und Guillotine,  
Die rasend schaffst, mit Adelsblut geölt.

Wer ist's, der unbewegt und unerbittlich  
Dem gier'gen Maulschiebt die Opfer nach?  
Dort sitzt er finster im Café Corazza  
Und grübelt über dem gewohnten Schach.

Soll er, der Robespierre, das Spiel verlieren,  
Der nie im Leben noch den Meister fand,  
Wird dieser Jüngling ihn im Kampfe schlagen,  
Noch Knabe fast, ihm fremd und unbekannt?

„Ein Leben gilt es, Robespierre,“ so sprach er,  
„Und sicher, Bürger, gönntst du mir das Ziel,  
Dir selbst zum Zeichen, denn auch du, o Bürger,  
Bist nur Figur im blinden Schicksalspiel.“

Denn glaube mir, ich schwör's bei allen Heil'gen,  
Mit seinem Tod war's auch um dich gescheh'n,  
Leb' wohl!“ — und schnell wie einengrauen Schatten  
Sieht er im Volksgewühle sie verweh'n.

Berspielt, verloren! In die kalten Hände  
Stüßt Robespierre den Kopf und sinnt,  
Hört er das Schicksal raunen: Schach dem König!  
Fühlt er, daß seinem „Matt“ er nicht entrinnt?  
Er stüßt den Kopf in seine kalten Hände  
Und sinnt, und sinnt.

Gardez la dame!“ Zu spät, sie ist verloren,  
Verdammt geschickt, wie sie der Knabe schlug!  
Obgleich er fröstelnd nahe fühlt das Ende,  
Kämpft zäh noch Robespierre um jeden Zug.

„Jetzt gilt es, vorwärts Springer, Schach dem König  
Wie doch der Tropf so wenig Macht nur hat!  
Nun packt dich noch die Dame an der Kehle:  
Tot! Bürger Robespierre, verspielt und matt!“

Gut, tapf'rer Junge, gut, du hast gewonnen  
In einem Spiel, wie ich noch keines sah,  
Den Namen sag', daß ich den Gegner kenne . . .  
„Die Frau bin ich von Pierre Boissy d'Anglas,“

Den in den Kerker du liehest schuldlos werfen,  
Deß Haupt schon morgen rollen soll im Sand,  
Sein Leben gabst du mir, bei deiner Ehre!  
Und deines dankst du meiner sich'ren Hand.